15 — 1901

Illustriertes Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Lady Dianas Geheimnis.

Von Fl. Marray. Autorisierte Uebersetzung von M. Walter.

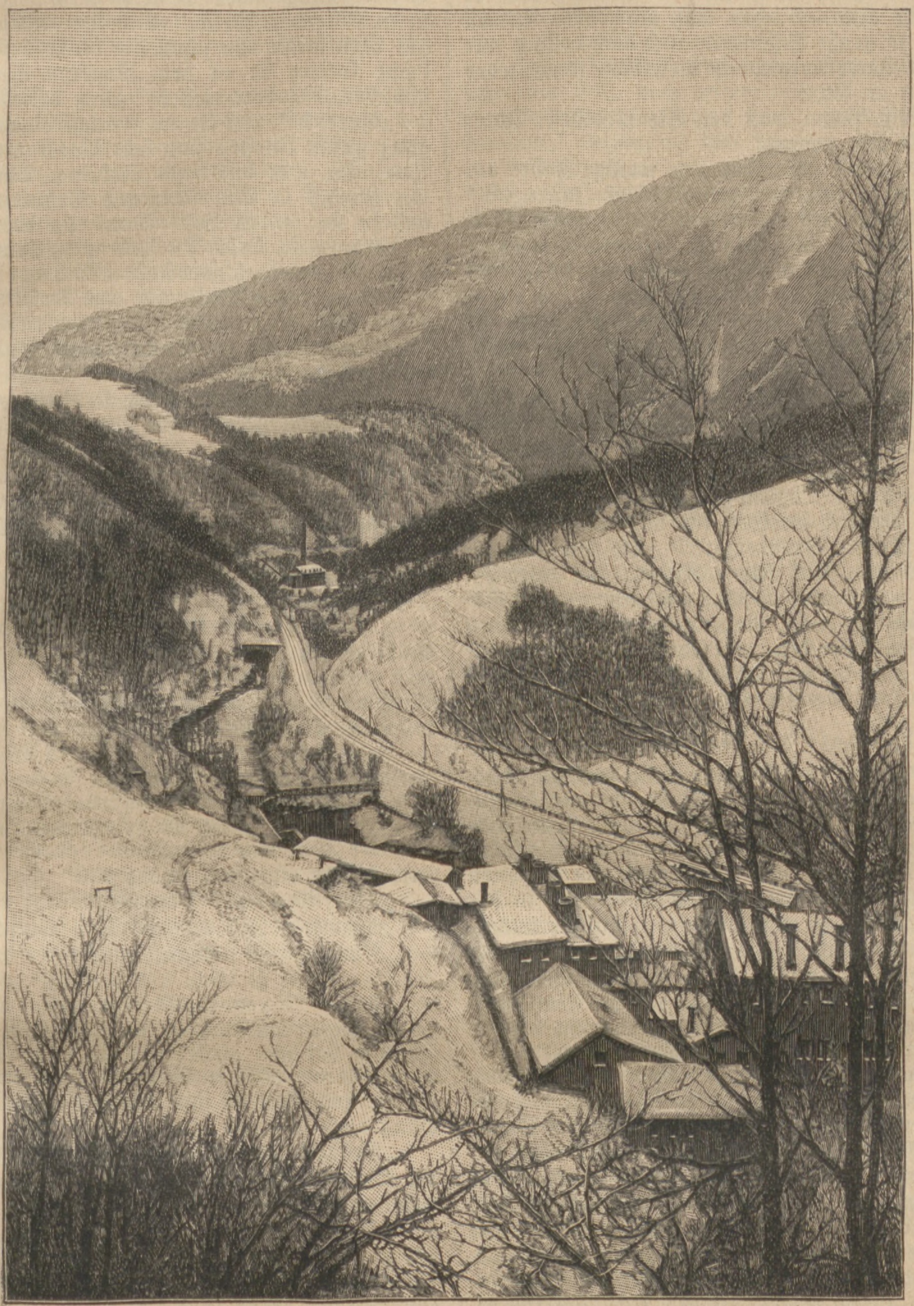
(Fortsetzung.)

O ja, und je mehr ich mich überzeugte, um so schlimmer wurden meine Gewissensbisse. Es ist die Reue, die mein Leben gestört und mich zu dem gemacht hat, was ich bin. Es giebt nur einen Weg, glücklich und zufrieden zu sein, Melstrom — man muß die Frauen meiden wie die Pest, und der Liebe fern bleiben, die trügerisch ist, wie eine Fata Morgana in der Wüste. Thun Sie das und Sie werden, wenn auch nicht glücklich, so doch wenigstens frei sein."

„Fosbrooke, Sie sind ein Menschenkind!" rief sein Gefährte aus. „Sie betrachten das Leben durch den trüben Spiegel Ihrer Enttäuschungen und wissen augenscheinlich nicht, welches Glück die Liebe in sich birgt."

„Pah," lachte Fosbrooke, ein Glas Champagner hinunterstürzend. „Meinen Sie, es gäbe auf Erden kein anderes Glück, als die Liebe? Das ist Kinderglaube! Haben Sie noch nie von dem Lande der Zigeuner gehört, wo man sorglos und leichtfertig dahinlebt, wo man den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tag macht, wie es freien Geistern beliebt? Sehen Sie, Antony — das ist meine Welt, das Reich, das ich nun über zwanzig Jahre besitze, in dem ich herrschen will, bis ich sterbe. Da giebt es keine Frauen, mein Junge, oder nur solche, welche man weder liebt noch haßt, um deretwillen einem auch das Herz nicht bricht."

„Sie schildern mir dieses Reich so verlockend, und doch waren Sie vorhin so schnell bereit, es zu verlassen. Wie verhält sich das?"



Das Val de Travers bei Noiraigue. (Mit Text.)
Ein drohender Bergsturz im Neuenburger Jura. Nach photographischen Aufnahmen.

Einen Augenblick schien Fosbrooke um die Antwort verlegen zu sein, dann aber erwiderte er rasch: „Nun ja, mein Freund, man hat auch in diesem Lande zuweilen einen bösen Tag. Ich habe in der letzten Zeit wohl ein wenig zu viel getrunken und zu hoch gespielt — lediglich aus Langweile, weil ich keinen Bekannten hier fand. Sobald ich mir selbst überlassen bin, fallen die alten Erinnerungen mit solcher Macht über mich her, daß ich meiner selbst nicht Herr bleibe. Dazu kam, daß ich durch den Spielverlust augenblicklich völlig auf dem Trocknen sitze, und der Gedanke an meine momentane Subsistenzlosigkeit gab mir die Idee ein, den Sprung ins Jenseits zu unternehmen.

Es entstand eine kurze Pause, dann nahm Antony das Gespräch wieder auf. „Fosbrooke, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen. Lassen Sie uns zusammen reisen. Ich habe mehr, als ich gebrauche, und kann Ihnen aushelfen, bis Sie wieder über Geldmittel verfügen. Zudem werden Sie ein wahres Gotteswerk an mir thun, wenn Sie mich begleiten. Ich bin ebenso allein, wie Sie, und weiß gar nicht, wie ich die Zeit bis zu meiner Heimkehr durchbringen soll. In Ihrer Gesellschaft wird es mir gewiß leichter fallen. — Schlagen Sie ein?"

„Mit Freuden! Und wenn Sie mir die Mittel borgen wollen, von hierfortzukommen, werde ich Ihnen in der nächsten Woche meine Schuld abtragen. Aber was wird Ihre Mutter sagen?"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Wird sie nicht unzufrieden sein, Sie in Gesellschaft eines Mannes zu wissen, der ein Zigeunerleben führt, der ein Spieler ist — denn ich muß Ihnen ganz offen gestehen, daß die Karten meine liebste Beschäftigung sind — ein Verächter der Liebe, der Frauen, der Jugend, kurz, alles Guten, was wir mit der

frühester Jugend kennen lernen und woran die wenigsten von uns noch glauben."

Antony schaute ernst vor sich hin. „Sonderbar," sagte er, „obgleich ich Sie nur so kurze Zeit kenne, glaube ich doch nicht, daß Sie so schlecht sind, wie Sie sich hinstellen. Und selbst wenn es wäre — meine Mutter hat zu wenig Interesse für mich, um dies zu beachten. Sie fragte nie, mit wem ich verkehrte, ich kann also wählen, wenn ich will. Und wenn die Zeit gekommen ist, werde ich Sie bitten, mich nach Gardenholm zu begleiten."

„Nach Gardenholm?" fuhr der andere auf. „Nein — das ist unmöglich!"

„Warum? Sie sagten doch, daß Sie den Ort kennen und erinnern sich gewiß noch des alten Schlosses und seines schönen Parkes."

Fosbrooke strich mit der Hand über die Stirne. „Ja, ja, ich erinnere mich. Aber hat es sich in den fünfundzwanzig Jahren nicht sehr verändert?"

„Ich glaube nicht. Meine Mutter setzt ihren Stolz darein, es möglichst in der früheren Weise zu erhalten. Kannten Sie meinen Großvater?"

„Nein. Er war schon einige Jahre tot, als ich mit Ihrem Vater zusammentraf."

„Aber die Schwester meines Vaters, Lady Diana Melstrom, haben Sie doch gekannt? Sie lebte bis zu ihrem Tode bei ihm. Ich habe sie natürlich nie gesehen, aber wohl gehört, daß sie sehr schön war."

„An was ist sie gestorben?" fragte Fosbrooke mit halb abgewandtem Gesicht.

„Ich weiß es nicht genau — ich glaube durch einen Sturz vom Pferd. Sie war die Lieblingsschwester meines Vaters, aber er konnte es nach ihrem Tode nicht ertragen, daß man ihren Namen erwähnte. Sie war eine so große Schönheit, und doch besitzen wir kein Bild von ihr. Mein Vater vernichtete dieselben, sowie jedes andere Erinnerungszeichen an sie."

„Erinnert sich diese Miß Paget, von der Sie sprachen, Ihrer Tante?" fragte Fosbrooke von neuem.

„Nein! Wie sollte sie auch? Sie kam nur wenige Jahre vor meines Vaters Tod zu uns — ich war damals fünf Jahre alt."

„Hm — vielleicht gehe ich doch mit Ihnen nach Gardenholm, Melstrom. Um Ihretwillen möchte ich Miß Lily Osprey kennen lernen."

„Das sollen Sie auch, entweder wenn sie meine Frau ist, oder vorher!" erwiderte Antony stolz.

„Seien Sie nicht so vertrauend, junger Freund! Ein Jahr ist eine lange Zeit für ein Mädchen von neunzehn Jahren. Wer weiß, ob sich bis dahin nicht ein Nebenbuhler einfindet!"

„Niemals! Lily ist treu wie Gold!"

„Das haben schon viele gesagt. Aber es fängt bereits an, zu dämmern; ich glaube, wir sollten versuchen, noch ein wenig zu schlafen. Morgen wollen wir zusammen abreisen, und ich werde alles aufbieten, Ihnen das Exil erträglich zu machen. Gute Nacht, Antony! Ich bin Ihnen wirklich dankbar für das, was Sie für mich gethan haben und für die Großherzigkeit, die Sie mir gezeigt. Dies und ein gewisser Blick Ihrer Augen, der mich an glückliche Zeiten erinnert, macht mich zu Ihrem Freund auf Lebenszeit. Ein guter Mensch bin ich nicht, Antony — ich erhebe keinen Anspruch darauf, aber Sie brauchen nie etwas von mir zu befürchten. Lieber ließe ich mir die rechte Hand abschlagen, als daß ich das Vertrauen mißbrauchte, das Sie mir heute bewiesen haben."

3. Im Boudoir der Gräfin.

Leute mit unparteiischem Urteil würden schwerlich der Charakterschilderung beigestimmt haben, die Antony Melstrom von seinem älteren Bruder entworfen, denn für die meisten galt Lord Culwarren als ein energieloser, schwachherziger und verschlossener Mensch. Da er nicht für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten brauchte, doch aber sehnlich wünschte, irgend eine Rolle in der Welt zu spielen, so versuchte er es, sich für einen Dichter auszugeben; er schrieb schlechte Novellen und noch schlechtere Verse, die niemand las und für deren Veröffentlichung er den Verlegern große Summen zahlte. Trotz seiner Mißerfolge glaubte seine Mutter und er doch fest an sein Talent, das sich sicher Bahn brechen und die Welt eines Tages zur Bewunderung zwingen werde.

Etwa vier Wochen nach dem im vorigen Kapitel geschehenen Ereignis saß die Lady eines Morgens in ihrem Boudoir, auf das Erscheinen des jungen Grafen wartend. Sie bewohnte eine Flucht von Zimmer im linken Flügel des Schlosses, hielt sich aber mit Vorliebe in dem fast überladen ausgestatteten Boudoir auf, wo sie stets ihr Frühstück einnahm und ihre intimsten Freunde empfing. Lord Culwarren war natürlich der häufigste und willkommenste Gast, der fast jeden Tag einige Stunden hier zuzubringen pflegte, um der Mutter seine neuesten litterarischen Produkte vorzulesen. Zwischen der Gräfin und ihrem Sohn bestand eine aufrichtige, wenn auch stark mit Selbstsucht gemischte Zuneigung; im Charakter jedoch waren sie völlig verschieden, und auch äußerlich hatten sie keine Aehnlichkeit miteinander. Philipp war ein großer, schlanker Mann mit dunklen Augen, braunem Haar und leidlich hübschen Gesichtszügen; die Lady hingegen, die einst eine gefeierte Schönheit gewesen, war blond und trotz ihrer zweiundfünfzig Jahren noch immer eine anziehende Erscheinung, obgleich man nicht sagen konnte, wie viel dabei auf Rechnung der Kunst zu setzen war.

Als der junge Graf bei ihr eintrat, bemerkte sie auf den ersten Blick, daß ihn etwas bedrückte.

„Nun, mein lieber Philipp," rief sie, ihm die Hand reichend, „was ist geschehen? Hoffentlich hast Du keine schlechte Kritik über Deine letzte Erzählung erhalten."

„Nein, Mutter, das ist es nicht. Es war ja auch noch gar keine Zeit, das Werk zu kritisieren."

„Unsinn, mein Junge! Dein Buch ist seit einer Woche erschienen, und die Kritiker werden doch eher einen Roman von Dir, als von einem Dutzend anderer lesen, die ihr Brot damit verdienen."

„Möglich; ich habe aber noch nichts gesehen."

„Warum bist Du dann so verdrießlich?" forschte die Lady weiter. „Seit Wochen beschäftigt Dich etwas. Komm, vertraue Dich mir; vielleicht kann ich Dir helfen."

Der Graf warf sich in einen Sessel, stützte den Kopf nachdenklich auf die Hand und fragte mit einem gewissen Pathos: „Hast Du denn etwas bemerkt?"

„Wie sollte ich nicht? Um wen kümmere ich mich denn, außer um Dich? Du bist mein einziger Gedanke und besitzest meine ungeteilte Liebe."

„Du vergißt meinen Bruder Melstrom!" warf der Graf ein. Bei Nennung dieses Namens veränderte sich das Gesicht der Lady in auffallender Weise: es bekam einen harten, kalten Ausdruck, als verursachte ihr schon die bloße Erwähnung Unbehagen. Vielleicht konnte sie es dem jüngeren Sohn nicht verzeihen, daß er hübscher, begabter und bei allen beliebter war als sein Bruder.

„Antony!" rief sie in gleichgültigem Ton. „Nun ja, er ist ein ganz guter Junge, und sein Vater machte Aufhebens genug von ihm. Du aber bist mein Liebling, Philipp — ein echter Faicley! Du schlägst in Charakter und Gestalt ganz nach meiner Familie, und in meinem Herzen nimmst Du deshalb den ersten Platz ein!"

„Aber Lily liebst Du doch auch, Mutter? Ich dachte immer, es würde Dir ebenso schwer fallen, Dich von ihr wie von mir zu trennen."

„Gewiß! Sie ist mir wie eine Tochter. Aber warum siehst Du so nachdenklich aus? Hättest Du mir vielleicht ein Geständnis zu machen?"

„Ein Geständnis?" wiederholte Philipp scheinbar verwundert, aber mit verstecktem Lächeln.

„Nun ja — ich habe schon längst erwartet, von Dir zu hören, daß es schade wäre, wenn Lily, die fast ihr ganzes Leben bei uns verbracht hat, unser Haus einmal mit einem anderen Heim vertauschen würde."

Der junge Graf schaute einen Augenblick unschlüssig vor sich hin, dann stieß er plötzlich hervor: „Mutter, lache nicht über mich — ich bin Hals über Kopf in Lily verliebt und will sie heiraten. So — jetzt weißt Du es."

„Nun, und?"

„Wie? Du bist weder erstaunt, noch unwillig darüber? Du mußt wissen, daß es keine Laune bei mir ist, die ich heute fasse und morgen wieder vergessen habe. Ich will Lilian Osprey zur Gräfin von Culwarren machen und möchte wissen, ob es Dir recht wäre, sie einst an Deiner Stelle zu sehen?"

Lady Culwarren erhob sich voll Würde, trat auf ihren Sohn zu und drückte einen zärtlichen Kuß auf seine Stirne.

„Mein Liebling, Du kommst meinen Wünschen entgegen! Lily ist ein liebes, sanftes Mädchen, das für Dich eine reizende Frau und für mich eine ausgezeichnete Tochter sein wird. Ich gratuliere euch beiden von ganzem Herzen!"

„Aber Antony?" fragte der Graf ein wenig gepreßt.

„Antony? Ich verstehe Dich nicht."

„Nun, ehe er fortging, machte er doch Lily den Hof — sie betrachteten sich ja schon als verlobt."

„Unsinn?" rief die Gräfin heftig. „Ich weiß von nichts und habe ihnen von Anfang an verboten, an dergleichen zu denken. Antony hat mir vielleicht nicht gehorcht — er ist solch eine störrische Natur, aber in Lily setze ich volles Vertrauen und kann Dir beschwören, daß sie ihm niemals geschrieben und seit ihrer Trennung auch fast nie von ihm gesprochen hat."

„Deshalb braucht sie ihn noch nicht vergessen zu haben, und ich fürchte, daß es so ist. Wer weiß, ob sie meine Werbung annehmen würde!"

Die Gräfin lachte ungläubig auf. „Mit Deiner Krone! Was für ein Gedanke! Wirklich, Philipp, Du bist lächerlich bescheiden! Glaubst Du, daß, wenn Du mit Deinem Titel, Deinem Reichtum und Deinem Geist Lily Osprey zum Weibe begehren würdest, sie Dich zurückwiese? Dann denkst Du entweder sehr gering von Dir oder von ihr!"

Der Graf schüttelte den Kopf, aber schwieg.

„Glaubst Du denn wirklich," begann die Lady von neuem, „daß Lily dem armen Schlucker noch nachseufzt? Er hat unterdessen gewiß schon mehr als zwanzig andere Liebschaften gehabt."

„Mag sein! Vielleicht irre ich mich, aber trotzdem scheint es mir, als ob Lily mich nicht begünstigt. Um die Wahrheit zu sagen — ich habe bereits verschiedene Versuche gemacht, mich ihr zu nähern, aber stets wich sie mir aus. Noch heute morgen, als ich sie im Korridor traf! Sie sah so reizend aus, daß ich meine Gefühle nicht länger beherrschen konnte. Sobald sie aber merkte, wo hinaus ich wollte, lief sie fort, zu Miß Paget, und ist seitdem nicht mehr von deren Seite gewichen."

„Alles Bescheidenheit und mädchenhafte Scheu, mein lieber Sohn! Ihr jungen Leute, die ihr so viel mit Frauen verkehrt, die dieses Namens unwürdig sind, ihr wißt nicht, was ein unschuldiges Mädchen empfindet, wenn man ihm zum erstenmal von Liebe spricht. Vielleicht will Lily auch erst meiner Zustimmung sicher sein, ehe sie Dich ermutigt."

„Denkst Du das wirklich, Mutter?"

„Gewiß! Mach' Dir also keine Gedanken weiter! Die Geschichte mit Antony ist längst vergessen — solch eine Heirat wäre ja auch ganz unmöglich. Wovon wollten sie leben? Lily ist vollständig von mir abhängig, und Antony wird vor meinem Tode nichts erhalten, außer am Tage seiner Großjährigkeit die Bagatelle von dreihundert Pfund jährlich."

„Ah, da fällt mir ein! Wird er nicht heute einundzwanzig Jahre alt? Bei Gott, ich hatte es ganz vergessen!"

„Ich auch, aber der Geburtstag des jüngeren Sohnes ist ja von keiner Bedeutung. Wenn ich nicht irre, war unter den Postsachen ein Brief von ihm. Lies ihn mir vor, Philipp. Er wird wohl nichts enthalten, was mich interessiert, aber Du kannst ihn immerhin durchlesen."

Sie lehnte sich in den Sessel zurück und begann langsam ihre Chokolade zu schlürfen, während Lord Culwarren aufstand und den Brief seines Bruders hervorsuchte. Als er aber einen Blick in das Schreiben geworfen hatte, wurde er plötzlich sehr blaß. „Mutter," rief er erregt, „Antony ist wieder in England. Diesen Brief hat er gestern von London aus geschrieben und bittet darin, daß wir ihn und seinen Freund Fosbrooke heute an der Station abholen lassen. Er will seinen Geburtstag durchaus zu Hause verleben, und ich ahne den Grund dafür. Weil er nun sein eigener Herr und nicht länger unter Deinen Befehlen sein wird, will er sich Lily holen. Auf Grund ihrer früheren Verlobung denkt er, daß sie sein Weib werden wird, und deshalb sage ich Dir, Mutter, sobald Antony den Fuß über die Schwelle setzt, sind all meine Aussichten dahin!"

„Du sprichst wie ein Kind!" unterbrach ihn die Lady voll Ungeduld, „und wirst alles verderben. Ueberlasse mir die Sache! Sage nichts von Antonys bevorstehender Rückkehr, bis ich im Frühstückszimmer erscheinen werde."

„Aber Antony wünscht doch, daß man ihm den Wagen um zwölf Uhr schicke."

„Ich kann ihm nicht helfen. Er hätte etwas mehr Rücksicht zeigen sollen, als uns so unerwartet zu überfallen. Ich werde ihm sagen, daß das durchaus unpassend ist. Und dieser Freund, von dem er so viel geschrieben? Wie kann er uns den aufdrängen? Er weiß doch, daß ich keine Fremden liebe. Der Wagen wird erst um drei Uhr abfahren — ich habe keine Lust, meine Leute beim Essen zu stören — und bis dahin, Philipp, wird Lily Osprey Deine Braut sein."

„Mutter, wäre es möglich!"

„Mehr als das — es ist gewiß. Sobald Du mich verläßt, werde ich nach Lily schicken und selbst mit ihr reden. Sie wird sich nicht weigern, denn ich habe sie erzogen und ihr Vater und Mutter ersetzt. Deshalb muß sie mir wohl das Recht einräumen, ihr den zukünftigen Gatten zu wählen. Und hängt sie mit ihren Gedanken noch an Deinem Bruder, so will ich ihr dieselben schon vertreiben."

„Aber wenn sie sich weigert, Antony aufzugeben? Der Gedanke, daß sie einem anderen Manne angehören könne, macht mich rasend. Wenn das geschähe, ich glaube, ich — —"

„Es wird nie geschehen, Philipp! Vertraue mir! Und nun geh', ich will Lily rufen lassen. Bis wir uns wiedertreffen, wird alles in Ordnung sein!"

Gehorsam erhob sich der Graf, küßte seiner Mutter die Hand und verließ das Zimmer, fest überzeugt, daß Lady Culwarren ihr Wort einlösen werde.

4. Im Netz gefangen.

Als Lily zu ihrer Tante beschieden wurde, befand sie sich im Musikzimmer, wo sie dem Spiele der Miß Paget zuhörte. Der Raum, ein mittelgroßer Salon mit schön ausgeführten Deckengemälden, enthielt eine kleine Zimmerorgel, ein Klavier, große Notenregale und eine Anzahl der verschiedensten Musikinstrumente, auf denen sich der junge Graf versucht hatte, bis er schließlich der Mandoline den Vorzug gegeben.

Lily saß still in einem Diwan zurückgelehnt, vom Zauber der Töne umfangen, halb in Träumerei versunken. Sie war wirklich ein reizendes Geschöpf, und man konnte es begreiflich finden, daß Lord Culwarren und sein Bruder sich um ihren Besitz bewarben. Die mandelförmigen, nachtdunklen Augen, das blauschwarze Haar, der frische rote Mund, die blühende Gesichtsfarbe und die anmutige, biegsame Gestalt, um die der ganze Liebreiz der Jugend spielte, dies alles machte Lilys Erscheinung zu einer außerordentlich anziehenden. Sie war zu hübsch und gutherzig, um energisch oder eigenwillig zu sein, zwei Eigenschaften, die sich allerdings unter der herrschsüchtigen Leitung ihrer Tante schwerlich hätten entwickeln können. Miß Paget hingegen besaß große Charakterfestigkeit. Ihre Gesichtszüge, obgleich sehr blaß und fast statuenhaft unbeweglich, mußten einst von bedeutender Schönheit gewesen sein; sie hatte wundervolles, üppiges Haar, aber sie verbarg es möglichst unter einem Häubchen, und die dunklen Kleider, die sie trug, ließen sie älter erscheinen, als sie war. Von feiner Bildung und reich begabt, nahm sie in Gardenholm nicht die Stellung einer gewöhnlichen Gesellschafterin ein, sondern vielmehr die einer vertrauten Freundin der Lady Culwarren, der sie sich im Laufe der Zeit unentbehrlich zu machen verstanden hatte.

Als Lily hörte, daß ihre Tante nach ihr verlangte, war sie hastig aufgesprungen. „O Miß Paget," rief sie sichtlich bestürzt, „was mag Tante Emily von mir wollen?"

„Weiß ich es, Lily? Vielleicht sollst Du ihr ein Buch holen, oder einen Brief schreiben. Laß sie nicht warten!"

„Aber ich habe sie ja schon heute morgen gesehen. Ob Philipp wohl bei ihr ist?"

„Was macht Dir das aus? Deine Tante wird nicht nach Dir schicken, wenn sie Dich nicht braucht. Wirklich, Lily, Du wirst von Tag zu Tag bequemer!"

„Ich liebe aber nicht, fortgerufen zu werden, wenn Sie spielen," schmollte Lily, noch immer zögernd.

„Je eher Du gehst, Kind, je eher kannst Du wieder zurückkommen," entgegnete Miß Paget. „Ich will hier auf Dich warten."

Widerstrebend gehorchte das Mädchen. Eine innere Stimme warnte sie vor dem, was kommen würde, und ließ sie vor dieser Unterredung zittern, wie den Vogel, wenn er in den Bereich einer Schlange kommt. Und es war wohl etwas Schlangenartiges in der Weise, wie Lady Culwarren ihre Nichte empfing. Sie fürchtete nicht mit Unrecht, daß Lily noch immer eine romantische Neigung für ihren jüngeren Vetter in sich trug. Um sie trotzdem den Wünschen Philipps gefügig zu machen, wollte sie ihr in so lebhaften Farben schildern, wie viel sie ihren Verwandten für alle erwiesene Wohlthaten schuldig sei, daß das Mädchen schon aus Dankbarkeit würde einwilligen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Der schlaue Papa.

Eine kleinstädtische Verlobungsgeschichte von Alwin Reiner.

(Nachdruck verboten.)

Herr Florian Kluge war ein gemachter Mann. Uranfänglich ein gewandter, flinker Schneidermeister, avancierte er später zum marchand tailleur, und schließlich hing er den tailleur an den Nagel, so daß nur ein marchand übrig blieb — aber was für einer! Gar mancher Kaufmann der Stadt hatte eine Handelsschule besucht, eine dreijährige Lehre gemacht, war Ladengehilfe und Commis-Voyageur gewesen — aber Herr Florian Kluge war ihm dennoch weit, weit über. Bei ihm lag's eben im Holz, und das läßt sich durch keinerlei Schule und Dressur ersetzen.

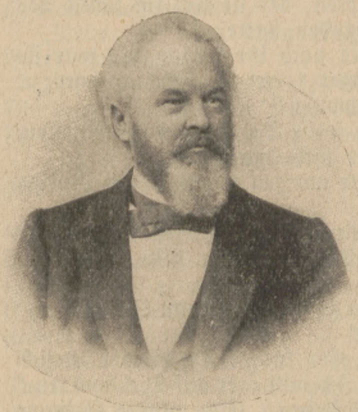
Man sah's übrigens Herrn Kluge auch auf den ersten Blick schon an, daß er für die kleinstädtischen Verhältnisse, in denen er lebte, ein geborenes Talent sei. Er war ein kaum mittelgroßer, wuseliger Mann, mit frischem, fast rotwangigem Gesichte, graumeliertem, ziemlich kurzgeschnittenem Vollbarte, üppigem, weißgrauem Kopfhaar und einem Paar Augen! nun ja, von denen wußten seine beiden Ladengehilfen und auch Frau und Tochter Kluge zu erzählen. Ja, mit diesen allezeit rollenden, graublauen Aeuglein, die wie Karfunkeln unter den buschigen Brauen hervorblickten, dirigierte Herr Kluge sozusagen sein ganzes Geschäft, aus seinen Blicken lasen die Gehilfen, was zu thun sei, und wie die Mitspielenden eines Orchesters den Dirigentenstab nie aus dem Auge verlieren, so hingen alle, die im Laden des Herrn Kluge die Kunden bedienen halfen, an den Blicken ihres Herrn und Meisters.

Als solcher fühlte sich aber auch der kleine Mann, und selbst seine um fast einen halben Kopf höher und erheblich umfangreichere Gattin empfand bei aller Liebe für ihren raschen Eheherrn doch stets noch so etwas wie ein Gefühl des Untergebenseins — das ging bei seinem Temperament nun einmal nicht anders, und war es ja vielleicht auch keine ernstgemeinte Drohung, wenn Herr Kluge in der Erregung hin und wieder mit dem Meterstab fuchtelte, so war doch allen wohl, wenn er das Meßinstrument aus der Hand legte.

Es war zu Beginn der vorigen Wintersaison, als Herr Kluge die altmodischen vielscheibigen Schaufenster seines Verkaufsmagazines durch große Spiegelscheiben ersetzen ließ. Mit wahrem Raffinement dekorierte er dann diese großen Auslagefenster, und scharenweise blieben die Vorübergehenden stehen, um die in reichster Auswahl ausgelegten Ellenwaren, Shlips, Foulards u. s. w. sich zu betrachten. Im Hintergrund des geräumigen Ladens hatte Herr Kluge durch eine großmaschige Drahtwand für sich eine Art Bureau — Bärenzwinger nannten es die beiden Commis — abgegrenzt, und mit schmunzelndem Behagen sah er von dort aus, wie das Publikum draußen an den Schaufenstern sich staute. „Die beste Annonce das!" meinte er halb herrisch und triumphierend zu seiner Frau, denn diese war ursprünglich gegen die teuren, großen Schaufenster gewesen und hatte gemeint, man verkaufe nachher doch auch nicht mehr als vorher. — „Verstehst Du nicht," hatte ihr Herr Kluge damals kurz erwidert, ohne sich in seinem Vorhaben beirren zu lassen. Und in der That, die gute Frau Kluge hatte es nicht verstanden — der zwar ohnehin schon stark besuchte Laden ging sichtlich besser, so daß auch die Tochter des Hauses vielfach zur Aushilfe herangezogen werden mußte.



Moritz Graf Vetter von der Lilie, Präsident.



Heinrich Prade, 1. Vizepräsident.

Fräulein Rosa Kluge war ein reizendes Röschen, darüber herrschte in dem ganzen Städtchen nur eine Stimme, und selbst die junge Damenwelt gab das mit edler Selbstlosigkeit zu. Sie war etwas größer wie der kleine Papa und kleiner als die große Mama, weniger lebhaft und wuselig als jener, aber doch nicht so ernst und gemessen, wie diese — mit einem Worte gesagt, eine glückliche Mischung vom Wesen und Charakter der beiden Eltern. Wenn man Röschen ins Gesicht sah, so wurde man festgehalten, aber nicht etwa von dem feingeschnittenen Munde, noch von all jenen Reizen, die ein fachmännischer Aesthetiker, oder ein langweiliger Romanschreiber verlangen, sondern von dem ganzen jugendfrischen, lebensfrohen Mädchengesicht mit seinen halb schelmisch, halb schwärmerisch, stets aber sehr treuherzig blickenden blauen Augen — es war das Ganze, was gefiel, weil es so war, wie es zusammenpaßte — warum? — Darnach fragt man in solchem Falle nicht.

Eigentlich hätte man es in ein Wort zusammenfassen können, was so bezaubernd bei Fräulein Rosa Kluge wirkte — es war die Wahrheit ihres ganzen Wesens, das absolute Fehlen jener Verstellungskünste, die bei vielen anderen Mädchen ihres Alters besonders im Verkehr mit der Außenwelt so gern zur Regel werden. Daher das Urwüchsige und das unverfälscht Natürliche an ihr, was überall und jedermann gefallen muß und um so mehr gefällt, je seltener es in unseren Tagen wird.

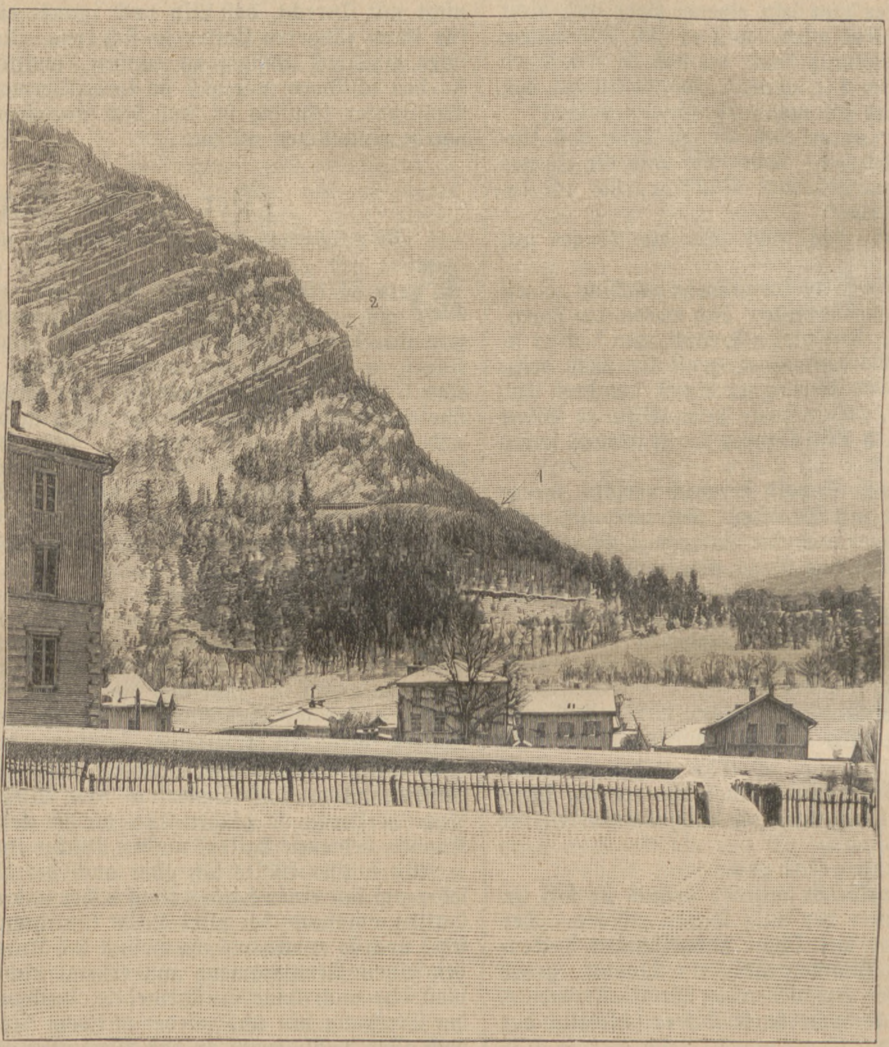
Herr Florian Kluge hatte seiner einzigen Tochter eine seinen reichen Mitteln entsprechende Ausbildung geben lassen, und da er zum einstigen Nachfolger im Geschäft jetzt endgültig seinen zwar erst fünfzehnjährigen Sohn bestimmt hatte, so trug er sich ganz im stillen schon seit einigen Monaten mit Plänen für die Zukunft Rosas. Mit einem Schwiegersohn im eigenen Geschäft wollte er es nicht riskieren, dazu war der kleine Mann zu selbstherrlich, und das wußte er auch. Zudem zählte er noch nicht einmal volle fünfzig Jahre und wollte von einem halben oder ganzen Zurücktreten von der Leitung des Geschäfts noch lange nichts wissen. Bei seinem durch nichts zu bändigenden Schaffenseifer würde er sich indes auch selbst verzehrt haben, hätte er jetzt schon als müßiger Rentier leben wollen.

Zu den „Löwen" der besseren Gesellschaft des Städtchens gehörten zur Zeit in erster Linie zwei unzertrennliche Freunde, der junge Dr. Lerch, ein sehr beschäftigter Arzt, und der Amtsrichter Sturmfeld. Sie waren beide gleichalterig, angehende Dreißiger nämlich, hatten in Heidelberg miteinander studiert, und als vor etwa anderthalb Jahren der damalige Assessor Sturmfeld zum Amtsrichter avancierte und an seinem neuen Wohnort den ehemaligen Studienfreund Lerch vorfand, da war er mit dem Landstädtchen ausgesöhnt, wohin er sonst nur äußerst ungern gegangen wäre. — Der junge Amtsrichter gehörte zu jenen ruhigen, schüchternen und fast menschenscheuen Naturen, die sich eben deshalb in einer größern Stadt wohler fühlen, wie in einem Landstädtchen, wo ein vierundzwanzigstündiger Aufenthalt genügt, um von jedermann gekannt zu sein und beobachtet zu werden. Dr. Lerch war hiervon so ungefähr das gerade Gegenteil. Trotzdem er erst seit kaum drei Jahren die ärztliche Praxis hier ausübte, kannte er dennoch nicht nur alt und jung im ganzen Städtchen, sondern auch in dem zugehörigen Bezirk. Dabei war er ein jovialer, lebensfroher Mann, dessen kerngesunde heitere Erscheinung auf viele seiner Patienten heilkräftiger wirkte, als manche Arzneien des Apothekers.



Dr. Johann Zaczek, 2. Vicepräsident.

Für den, welcher nur oben drüber hin die Menschen zu kennen und zu beobachten pflegt, hatte es etwas Auffallendes, daß zwischen dem äußerst lebhaften Arzte und dem ebenso sehr in sich selbst heimischen Amtsrichter eine solch intime Freundschaft überhaupt bestehen konnte: nach den täglichen Berufsarten sah man keinen ohne den anderen, und wenn man je ausnahmsweise in der Gesellschaft



Profil des drohenden Berges mit oberer Bruchstelle. 1) Clusettestraße. 2) Obere Bruchstelle.

nur dem einen begegnete, so vermißte man unwillkürlich etwas an ihm. — Wer die beiden jungen Männer indes genauer kannte, der fand gerade in jener Verschiedenheit ihres äußeren Auftretens die Erklärung für ihr intimes Freundschaftsbündnis. Sie waren innerlich ganz dieselben. Mit der gleichen offenherzigen Biederkeit standen sie der Welt gegenüber, ohne Vorurteil und frei von jener blasierten Arroganz, die so häufig junge Männer in gewissen Lebensstellungen verunstaltet.

Bildete so schon der innere Gleichklang ihres Wesens ein starkes Band zwischen den beiden Freunden, so wurde dasselbe noch wesentlich verstärkt durch jene Verschiedenheit in ihrem Verkehr mit der Außenwelt. Für den schüchternen Amtsrichter war der mit taktvoller Ungeniertheit auftretende Dr. Lerch so recht der geborene Dolmetsch der eigenen Empfindungen, und im gesellschaftlichen Verkehr mit Dritten bot er ihm eine fast ebenso notwendige wie wünschenswerte Ergänzung. Umgekehrt war es jedoch bald auch für den jungen Arzt ein Bedürfnis geworden, sich an dem zwar wortkargen, aber gleichgesinnten Freunde wieder innerlich zu erholen und zu kräftigen, die eigene Lebhaftigkeit in dessen tiefgründiges Herz zu versenken und aus diesem Umgang mit dem äußerlich verschiedenen, innerlich aber ganz mit ihm einig gehenden Freunde jene belebende Erfrischung zu schöpfen, die aus der Paarung solcher von einem gemeinsamen Grundgedanken getragenen Charaktere stets zu erwachsen pflegt. Nur so aufgefaßt, konnte man die beiden jungen Männer verstehen und es begreifen, wie sie mit einer das gewöhnliche Maß von freundschaftlicher Vertraulichkeit weit überragenden Innigkeit miteinander verkehrten.

Daß zwei junge ledige Herren wie Dr. Lerch und Amtsrichter Sturmfeld nicht nur in der „besseren“, sondern auch in der „allerbesten“ Gesellschaft des Landstädtchens eine hervorragende Stellung einnahmen, versteht sich für jeden Kenner kleinstädtischer Verhältnisse von selbst. Und daß hierbei das durch eine große Anzahl von Nummern vertretene schöne Geschlecht sich nicht teilnahmslos verhielt, bedarf vollends keiner Erwähnung.

Aber klug konnte man aus keinem der beiden „siamesischen Zwillinge“ werden, wie man die eng verbundenen Freunde oft scherzweise nannte. Der Doktor hatte bei seiner lebensfrohen Art des Verkehrs mit der Damenwelt ein so vorzügliches Anpassungsvermögen, daß eine jede der Schönen in dem Augenblick, wo er sich mit ihr unterhielt, oder auf einem Ball mit ihr tanzte, ganz bombenfest glaubte, sie sei ihm gewiß nicht gleichgültig. Plauderte oder tanzte er aber mit einer anderen, so meinte die das Gleiche, und gingen am folgenden Tage die Dinge wieder ihren gewöhnlichen Gang, war, mit anderen Worten gesagt, die betreffende Gesellschaft oder der Ball vorüber, so sahen die beiden mit jedem Tag mehr ein, daß sie sich in dem Doktor denn doch verrechnet hätten. Es ist ja das keine der angenehmsten Erfahrungen, aber wie oft muß nicht auch der Fischer die leere Angel zurückziehen, um sie klugerweise natürlich immer wieder von neuem auszuwerfen!



Ermahnung. Von J. Révész. Photographie-Verlag von J. J. Löwy in Wien. (Mit Text.)

Mit dem Amtsrichter Sturmfeld verhielt sich's ganz ähnlich. Waren die jungen Damen zuvor ganz entzückt von der übersprudelnden Heiterkeit und Lebhaftigkeit des Doktors, so fanden sie nachher doch auch das ruhige, fast schüchterne Wesen seines Freundes „ganz reizend“, und das um so mehr, als solche zaghafte Schüchternheit zu jenen willkommenen Erkennungszeichen heimlich brennender und verzehrender Liebe gehört. Fatal blieb dabei nur

das eine, daß Herr Sturmfeld jeder der Schönen gegenüber gleich schüchtern sich benahm und die Worte sich förmlich abkaufen ließ.

Einzig im Verkehr mit Rosa Kluge war der schweigsame Amtsrichter merklich redseliger. Aber man erklärte sich das daraus, daß er ihr gegenüber wohnte und so als galanter Nachbar doch einige Worte mehr zum Opfer bringen mußte.

Seit einigen Monaten beschäftigte sich der Stadtklatsch in hervorragendem Maße mit den freundschaftlichen Beziehungen, die sich ganz unverhofft zwischen dem Dr. Lerch und Herrn Florian Kluge entwickelt hatten. Brauchte der Doktor einen Shlips, so war ihm das Veranlassung genug, in dem Klugeschen Laden vorzusprechen, und böse Zungen wußten dann sofort zu berichten, daß er das stets zu einer Stunde thue, wo er Fräulein Rosa anzutreffen wußte, die einige Zeit des Tages ihren Papa in dem drahtvergitterten Bureau bei Buchführung und Korrespondenz behilflich war. Und auch das wurde verraten, daß Herr Kluge dann selbst seine Tochter beauftragte, den Doktor zu empfangen, was Fräulein Rosa auch gar nicht ungern zu thun schien. Für die beiden Ladengehilfen und die etwa gerade anwesenden übrigen Besucher des Geschäftes erforderte es durchaus keines besonderen Scharfsinnes, um einzusehen, daß der Shlips, oder die sonstige Kleinigkeit, welche der Doktor bei einem solchen Besuche kaufte, nur eine Ausrede bildete, um mit Fräulein Rosa manchmal recht viele Worte wechseln zu können.

Herr Kluge sah jedesmal mit innigem Behagen durch das weitmaschige Drahtgitter der Unterhaltung seiner Tochter mit dem Doktor zu, und erst, wenn dieser sich zum Fortgehen anschickte, verließ er schnellen Schrittes sein Bureau, um dem Weggehenden noch rasch die Hand zu schütteln und ihn vor die Thüre zu begleiten. Als dann gar Herr Kluge an mehreren Nachmittagen mit dem Doktor ausfuhr, manchmal auch in Begleitung des Amtsrichters, da bedurfte es in der öffentlichen Meinung keiner weiteren Bestätigung mehr, daß es allen Ernstes auf das liebenswürdige Fräulein Rosa abgesehen und Papa Kluge auch damit einverstanden sei. Und wenn auch irgend ein Zweifel hätte aufkommen wollen, so würde der dadurch beseitigt worden sein, daß Herr Kluge sowohl, wie auch der Doktor sich gar nicht ablehnend verhielten, wenn man ihnen in dieser zarten Angelegenheit auf den Busch klopfte. Der ewig heitere Doktor meinte bei einer solchen Anspielung lachend: Ob es seinerseits denn einen schlechten Geschmack oder ein Unglück bedeute, wenn die Fama recht habe, was man ihm natürlich verneinen mußte. Und wollte einer den Herrn Kluge ausforschen, so machte der ein hochpfiffiges Gesicht und fragte gewöhnlich: „Ja, ist der Doktor nicht ein ganzer Mann?“

Schlich sich endlich eine Freundin an Fräulein Rosa heran, um ihr neckend und mit dem Finger drohend davon zu berichten, was die Spatzen auf den Dächern pfiffen, da wurde Rosa vor Verlegenheit blutrot und bat, von der Sache zu schweigen, da die Leute irrig berichtet seien.

„Aber warum wurde sie denn rot wie ein Krebs?“ fragte sich im Nachhausegehen halb zornig eine ihrer Freundinnen, welche erst jetzt sich gestand, daß der Doktor auch ihr durchaus nicht gleichgültig gewesen war. „Diese Männer!“ murmelte sie zwischen den Zähnen, als sie, von dieser kleinen Forschungsreise zurückgekehrt, Mantel und Hut ablegte, um der ihrer mit Spannung harrenden Mama Bericht zu erstatten.

Wie diese, so dachte indes noch manch eine andere der kleinstädtischen Schönheiten, und nachdem man sich allmählich an diesen männerverwünschenden Gedanken gewöhnt, sprach man ihn erst ganz leise und dann immer lauter gegen einander aus, und daß dabei der Dr. Lerch nicht gut wegkam, läßt sich denken.

„Er ist ein oberflächlicher Schwätzer!“ meinte die eine und

„Ja, ein rechter Fackelhans ist er!“ ergänzte die andere.

„Von wahrer Liebe ist bei ihm sicherlich nicht die Rede —“

„Ei, bewahre, das Geld ist's, was ihn anzieht —“

„Da lobe ich mir denn doch noch den Amtsrichter —“

„O, der ist Gold dem Doktor gegenüber —“

„Gewiß — er spricht zwar nicht viel —“

„Aber empfindet desto tiefer — —“

„Natürlich, er ist ein ganz anderer Mann —“

„Seht, da unten gehen die beiden wieder vorüber —“

„Wie der Doktor wieder schwatzt und lacht — —“

„Und den Kopf hoch trägt — —“

„Als wenn er eine Million von Kluge bekäme —“

„Der Amtsrichter lächelt nur still vor sich hin — —“

„Und denkt sein Teil, denn ich glaube nicht, daß er für sich diese Wahl getroffen hätte — —“

„Niemals!“ riefen alle wie aus einem Munde.

* * *

Zu den wenigen Kunstgenüssen, welche der Aufenthalt in dem Städtchen bot, gehörte ein von Dilettanten alljährlich am Vorabend des Cäcilientages veranstaltetes Konzert, zu welchem indes nur die Kasinomitglieder Zutritt hatten. An die musikalischen Produktionen reihte sich dann gewöhnlich noch ein Tänzchen, und die Dinge, welche es an einem solchen Abend zu sehen und zu hören gab, lieferten oft für Wochen hinaus Stoff zur Unterhaltung, zu Vermutungen und Kombinationen aller Art.

Diesmal galt es in erster Linie dem Dr. Lerch und der ihm von der öffentlichen Meinung bereits anverlobten Rosa Kluge.

„Einen Haken muß es haben,“ raunte man sich in nahestehenden Damenkreisen schadenfroh ins Ohr, „denn sonst wären die Verlobungskarten doch bereits ausgegeben.“

Und auch Herr Florian Kluge fing an, hin und wieder an einen solchen Haken zu denken; denn bei aller Liebenswürdigkeit und freundschaftlichen Zutraulichkeit des Dr. Lerch war dieser doch noch nicht mit der Sprache herausgerückt und hatte die von Herrn Kluge mit einer gewissen Ungeduld erwartete Bewerbung noch nicht ausgesprochen. Ernster Zweifel kam indes doch nicht bei ihm auf, da die Aufmerksamkeit des Doktors für seine Tochter eher zuals abnahm. Selbst seinen sonst so zurückhaltenden Freund Sturmfeld schien er veranlaßt zu haben, Fräulein Rosa gegenüber auf die ihm angeborene Scheu zu verzichten und ihr alle jene Artigkeiten zu erweisen, welche er der demnächstigen Braut seines Freundes doch unbedingt schuldig war.

„Heute abend wird sich's zeigen,“ meinte Herr Kluge bei sich selbst, als er sich eben in einen für die Kleinstadt hochfeinen Gesellschaftsanzug steckte, um seine Tochter zu dem Konzert zu begleiten. „Ich will dem Doktor schon auf den Busch klopfen,“ sprach er weiter bei sich, „und ihm zu verstehen geben, daß ich eine solche Intimthuerei ohne bindende Erklärungen nicht länger dulde.“

„Bist Du fertig, Papa?“ fragte jetzt die unter der Thüre erscheinende Rosa. Sie strahlte förmlich vor Jugendfrische und jener unschuldvollen Heiterkeit, die ihre ganze Erscheinung zu einer so bestrickenden machte. Das Crême-Kaschmirkleid, welches sie für diesen Abend angelegt hatte, entbehrte bei seinem überaus einfachen Schnitt aller überladenen Garnitur, eine mit zwei Blättern ausgestattete Rosenknospe, die sie angesteckt hatte, war ihr ganzer Schmuck.

Herr Florian Kluge war mit Recht stolz auf seine reizende Tochter, und mit befriedigendem Wohlgefallen ruhte sein Blick auf ihr.

„Aber woher jetzt gegen Ende November diese prächtige Rosenknospe?“ fragte er mit pfiffigem Lächeln.

Rosa wurde röter als das Röschen an ihrer Brust. —

„Na, wird's bald?“ drängte er neckend. „Es wird der Doktor gewesen sein?“

„Nicht doch, Papa, Herr Sturmfeld schickte mir's heute gegen Abend — —“

„Der Amtsrichter? Nun ja, wir verstehen diese Geschichten,“ meinte er mit großer Schlauheit, „der eine trägt für den anderen die Briefe. Ganz recht so. Aber mit mir muß er jetzt bald einmal reden, sonst mache ich einen Strich durch das Getändel.“

„Papa, wir tändeln nicht, und er hätte schon längst gerne mit Dir gesprochen, wenn er nicht gerade in diesem Punkte so außerordentlich ängstlich wäre.“

„Bah, ängstlich, für einen Mann, wie er doch einer ist. Es ist das erste Mal, Rosa, daß ich mit Dir über diese Angelegenheit rede, aber Du mußt deshalb nicht glauben, daß ich nicht gewußt habe, wie es zwischen euch beiden steht —“

„Aber Papa — —“

„Lassen wir das jetzt,“ brach Herr Kluge ab, „und sprechen erst wieder davon, wenn er bei mir war.“

„Ich meine aber, so große Eile habe die Sache denn doch nicht,“ warf jetzt Frau Kluge ein. „Ein derartiges Drängen sieht ja sonderbar aus einem solchen Manne gegenüber.“

„Verstehst Du nicht,“ erwiderte Herr Florian Kluge kurz angebunden. „Vorwärts, den Mantel anziehen, es ist nahezu acht Uhr.“

Damit war die Unterhaltung über diesen delikaten Punkt abgeschnitten, und sowohl Mutter wie Tochter wagten keine weitere Bemerkung mehr. Herr Kluge war und blieb nun einmal bei aller sonstigen Biederkeit ein kleiner bissiger Haustyrann, mit dem man das Kirschenessen verstehen mußte, wollte man nicht die Steine ins Gesicht bekommen. Durch seine eigene Thatkraft und Rührigkeit war er zum reichen Manne geworden, und dieser Erfolg hatte sein Selbstbewußtsein derart gekräftigt, daß er als absoluter Herrscher in seinem Heim fungierte und als solcher auch von der friedliebenden Frau Kluge anerkannt wurde.

Die Gesellschaft war nahezu vollzählig versammelt, als Herr Kluge mit seiner Tochter den Saal betrat. Einfacher wie Rosa war keine der anwesenden jungen Damen gekleidet, aber dennoch überstrahlte sie alle — das gestand eine jede zu, so hart ihr das auch ankommen mochte. Empfangen wurden die Ankommenden, wie nicht anders zu erwarten, durch den Dr. Lerch, der in extra heiterer Laune sich befand und sowohl den Papa Kluge, wie seine reizende Tochter mit Liebenswürdigkeiten überhäufte.

(Schluß folgt.)

Ein musikliebender Scharfrichter.

Von W. Stelljes.

Im Jahre 1847 wurde Sanson, der Scharfrichter, oder Herr von Paris, aus seinem Amte entlassen, das sich länger als zwei Jahrhunderte in seiner Familie fortgeerbt hatte. Der Großvater des letzten Sanson war seinem eigenen Vater mit Verzweiflung im Herzen ins Amt gefolgt. Er war in Rouen geboren. Sein Vater wollte ihm eine gute Schulbildung geben lassen, der arme Junge wurde aber aus jeder Schule fortgeschickt, weil die Eltern der Schüler den Sohn eines Scharfrichters nicht unter ihren Söhnen dulden wollten, bis endlich ein armer Geistlicher sich des Knaben annahm und ihn erzog. Dieser Sanson ist auch später, als er das Amt seines Vaters übernahm, ein frommer, sanfter Mann geblieben. Ihm war die Hinrichtung Ludwig XVI. vorbehalten. Er sträubte sich lange, dieselbe zu vollziehen, er setzte auch das Beil nicht selbst in Bewegung, und als der Kopf des Königs gefallen, fiel er in eine schwere Krankheit, die ihn nach sechs Monaten dahinraffte. In seinem Testamente bestimmte er, daß alljährlich am 21. Januar eine Sühnungsmesse gelesen würde. Sein Sohn war weniger heikel. Er hatte während der Schreckenszeit viel zu thun. Er richtete Marie Antoinette, den Herzog von Orleans, Malesherbes und viele andere hin, was ihn, den „Citoyen exécuteur des jugements criminels", nicht hinderte, ein großer Musikfreund zu sein und jede Woche eine musikalische Soirée zu geben, in der sich die berühmtesten Künstler hören ließen. Dieser Sanson genoß einer gewissen Popularität. Er besuchte gern das Vaudeville-Theater, wo er durch seinen hohen Wuchs und seine Glatze auffiel. Nicht selten wurde er von berühmten Männern des In- und Auslandes besucht, die sehr erstaunt waren, in seiner Wohnung eine Reihe religiöser Bilder und seine zwei hübschen Töchter am Klavier zu sehen. Eines Tages, es war im Jahre 1835, ließen sich Lord Durham und Bowring bei ihm anmelden. Die beiden berühmten Männer waren begierig, ihn und die Guillotine kennen zu lernen. Diesen Gästen zu Ehren wurde die Guillotine frisch gemalt. Lord Durham wollte einen Hammel kaufen und denselben köpfen lassen, er begnügte sich jedoch damit, als Sanson vor ihm und den übrigen Gästen das Beil auf einige Heubündel fallen ließ. Der berüchtigte Vidocq half dem Scharfrichter bei diesem Experiment, von dem die Lords so sehr entzückt waren, daß sie Sanson und seinen Sohn zu einem Diner einluden.

Böse Folgen hatte übrigens des Scharfrichters Liebe für Musik für einen Künstler Namens Lays. Dieser Lays war der Sohn eines Sängers, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einen großen und wohl verdienten Ruhm genoß. Außer diesem Sohne hinterließ er noch eine Tochter, die den Geschichtsmaler Dupavillon heiratete. Der Maler, ein sehr wackerer Künstler, fing bald an zu kränkeln und da er seiner Kunst nicht mehr obliegen konnte, geriet er in eine sehr bedrängte Lage, die ihm indessen die Gesellschaft der bildenden Künste so viel wie möglich zu erleichtern suchte. Sein Schwager Lays, der seine Kunst liebte, aber wenig Talent hatte, geriet ebenfalls in schwere Bedrängnis und obgleich kein bildender Künstler, wurde er dennoch als Mitglied der Familie Dupavillon von der Gesellschaft unterstützt. Bald sollte aber diesen schwer heimgesuchten Mann ein noch härteres Geschick treffen. Es verbreitete sich nämlich das Gerücht, daß er in früheren Jahren dem Scharfrichter der Schreckenszeit auf dem Schaffot als Gehilfe beigestanden. Man ließ ihm zwar nach wie vor die Unterstützung zufließen, kein Künstler aber wollte ihn sehen; niemand wollte mit ihm in persönliche Berührung kommen. Er hatte bereits mehrere Briefe an den Baron Taylor geschrieben, in denen er diesen um eine Unterredung bat, der Baron konnte es jedoch, trotz seiner bekannten Gutmütigkeit, nicht über sich gewinnen, einen Mann zu besuchen, auf dem ein solcher Verdacht ruhte. So vergingen viele Jahre, bis Taylor, durch die herzzerreißenden Briefe des alten kranken Sängers aufs tiefste ergriffen, sich endlich entschloß, ihn zu besuchen.

„Ich bin das Opfer eines entsetzlichen Verdachts," sagte er zu dem Baron, „und ich weiß, wodurch er hervorgerufen worden ist. Mein Vater stand in freundschaftlicher Beziehung zu Sanson, der bekanntlich ein großer Musikfreund war. Sanson gab häufig Soiréen und mein Vater sang in denselben, ohne jemals ein Honorar von seinem Freunde anzunehmen. Die Familie Sansons und die meinige waren in ununterbrochenem Verkehr und nach dem Tode Sansons und meines Vaters wurde ich, als ich in Not geriet, von Sansons Sohn oft unterstützt. Ich schwöre aber zu Gott, daß der Verdacht, der seit so vielen Jahren auf mir lastet und mich der trostlosesten Vereinsamung preisgibt, in keiner Beziehung gerechtfertigt ist."

Baron Taylor war zwar von der Aufrichtigkeit des unglücklichen Mannes überzeugt, er wollte aber noch andere, noch unwiderlegbarere Beweise. Er begab sich daher am 24. August 1854 zu Sanson und dieser schrieb sogleich ein Certificat, in dem er erklärte, daß Lays niemals in seinen Diensten gestanden, daß überhaupt die Gehilfen des Scharfrichters vom Justizminister ernannt werden, vom Justizministerium ihr Gehalt beziehen und daß man dieselben nur aus der Familie des Scharfrichters wähle.

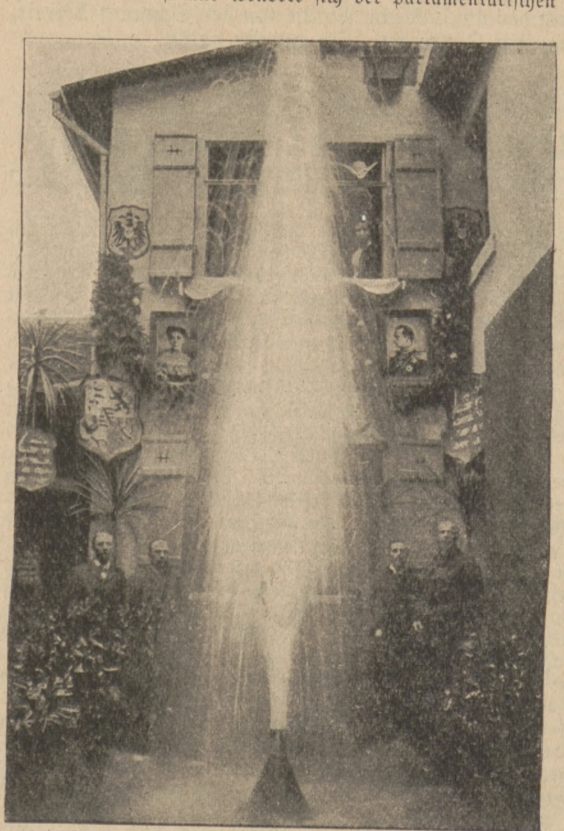
Auf dem Justizministerium sagte man dem Baron dasselbe, und so war endlich der unglückliche Mann von der Schmach befreit, die mehr als zwanzig Jahre auf ihm geruht hatte.

Unsere Bilder.

Der drohende Bergsturz bei Noiraigue im Val de Travers im Neuenburger Jura. Die Schweiz war schon öfter der Schauplatz furchtbarer Bergstürze, die jäh hereinbrachen und in wenigen Augenblicken Hunderte von Menschenleben vernichteten, abgesehen von den sonstigen Verheerungen, die nie mehr beseitigt werden können. So kam Mitte Februar aus dem schweizerischen Kanton Neuenburg die überraschende Kunde, daß in einem Jurathal ein großer Bergsturz drohe, der zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß gäbe. Die gefährdete Stelle befindet sich im Val de Travers unterhalb der Ortschaft Noiraigue an der Bahnlinie Neuenburg-Pontarlier. Etwa fünf Minuten unterhalb des Dorfes verengt sich das Thal zu einer Schlucht, die gerade den Fluß und die Eisenbahnlinie durchläßt, während die Landstraße auf der linken Thalseite etwa 200 Meter über dem Flußbett in den Felsen gehauen werden mußte. Dieser Engpaß hat seinen Ursprung in uralten Bergstürzen, die an beiden Seiten von den himmelanstrebenden kahlen Felswänden niedergegangen sind, von denen auch in neuerer Zeit noch ab und zu mächtige Schollen herabkommen. Die das Thal durchfließende Areuse ist ein heimtückisches Bergwasser, das zur Winterzeit und nach längerer Trockenheit fast ganz versiegt, aber nach heftigem Regen oder zur Zeit der Schneeschmelze im Frühjahr zum wilden Bergstrom anwächst und mit ungestümer Wucht dahinstürmt. Dabei ist der Fluß seines starken Gefälles wegen dem Thal außerordentlich nutzbar, denn eine ganze Anzahl von elektrischen Fabriken und anderen Anlagen ist seinem Lauf entlang errichtet, und diese haben nicht nur das ganze Traversthal, sondern auch die Städte Neuenburg, Chaux-de-Fonds und Locle mit elektrischer Kraft zu versorgen. Auch die Wasserversorgung der drei genannten Städte geschieht aus der Areuse. Eine Stauung ihres Wassers hätte den Stillstand aller jener Werke zur Folge. — In diesem Engpaß unterhalb Noiraigue, die Schlucht von Furcil genannt, befinden sich auf der linken Seite große Cementbergwerke, die schon seit 60 Jahren im Betrieb stehen und so den ganzen Berg durchwühlt haben. Bis zu 250 Meter sind die Stollen in den Berg getrieben, und dort verteilen sie sich strahlenförmig nach allen Richtungen, selbst drei- und vierstöckige Galerien übereinander bildend. Große Teile der Lager sind bereits abgebaut und stehen seit langer Zeit unbenutzt, während die Bohrungen in anderen Richtungen fortgesetzt werden. Fünf Stollen vermitteln den Ausgang nach dieser Seite, wo die großen Cementmühlen liegen. Am 7. Februar vernahmen die Arbeiter im Inneren des Berges ein dumpfes, donnerartiges Rollen, das längere Zeit andauerte und immer näher kam, bis sich schließlich die Galerien langsam zu senken begannen, die Stützmauern einstürzten, starke hölzerne Balken abgeknickt wurden und endlich die Galerien an mehreren Orten einstürzten, so daß der Zugang zu einem großen Teil des Bergwerks abgesperrt wurde. Gleichzeitig stürzten auch vier von den fünf Ausgangsstollen zusammen; glücklicherweise konnte sich vorher noch alles ins Freie retten. Die Bewohner in der Nähe des Berges hatten gleichfalls das unterirdische Rollen vernommen, und als daraufhin der Berg untersucht wurde, fanden sich zahlreiche große Risse und Spalten, von denen 13 über die Straße laufen und etliche eine Breite von 30 bis 80 Centimeter besitzen. Die unterste Bruchstelle des Felsens befindet sich nur etwa 15 Meter über dem Flußbett, die oberste 300 Meter höher. Die Fachexperten stellten fest, daß die in Bewegung befindliche Masse eine Fläche von 30,000 Quadratmeter und eine Tiefe von 25 bis 30 Meter besitzt, sonach das dem Absturz drohende Gestein etwa 600- bis 900,000 Kubikmeter umfaßt und vollkommen genügen würde, um das ganze Thal 40 bis 50 Meter hoch zu bedecken, bezw. einen Wall von solcher Höhe zu bilden, der alles, Wohngebäude, Fabriken, die Eisenbahn und das Flußbett, zudecken und den Abfluß des Wassers aufhalten würde. Wäre schon der durch den Absturz allein angerichtete Schaden groß genug, so würde dieser aber noch gering sein gegen die Folgen einer längere Zeit andauernden Wasserstauung, die sich zu einer furchtbaren Katastrophe gestalten könnte. Man erwartet den Bergsturz bei eintretendem Tauwetter, zu welcher Zeit auch die Areuse infolge der Schneeschmelze hoch angeschwollen sein wird. Der Fluß führt innerhalb 24 Stunden bis zu 17 Millionen Kubikmeter Wasser zu Thal. Wenn diese Menge nur etliche Tage gestaut wird, bis sie den Damm zu sprengen vermag, wird sie mit furchtbarer Gewalt durch das Thal rasen, alles überschwemmen und alle Fabriken, Gehöfte und Orte hinwegfegen. Hierin liegt die große Gefahr des Bergsturzes, und der Behörden größte Sorge geht dahin, womöglich das Flußbett frei zu halten, was aber fast unmöglich erscheint. Es ist daher vorgeschlagen worden, zur Ableitung des Flusses einen 500 Meter langen Tunnel durch den gegenüberliegenden Berg zu graben, ein Plan, der aber nur ausführbar ist, wenn der Absturz noch bis zum kommenden Winter, zum Wiedereintritt des Frostes, hingehalten werden könnte.

Das Präsidium des neugewählten österreichischen Abgeordnetenhauses. Das neue österreichische Abgeordnetenhaus wählte zum Präsidenten den Grafen Moritz Vetter von der Lilie und zu Vicepräsidenten die Abgeordneten Heinrich Prade und Dr. Zaczek, welche beiden letzteren schon in dem früheren Hause die gleichen Würden bekleideten. Die rasch und verhältnismäßig einmütig zu stande gekommene Wahl des Präsidiums erweckt die Hoffnung, daß nunmehr wieder bessere Verhältnisse im österreichischen Parlament eintreten werden. Graf Moritz Vetter, der Sohn des Landeshauptmanns von Mähren, Grafen Felix Vetter von der Lilie, wurde am 22. August 1856 in Troppau geboren. Er entstammt

einer alten Adelsfamilie, die ihren Stammbaum bis auf eine Seitenlinie der Valois zurückleitet. Mit Maria von Burgund, der Gemahlin Kaiser Maximilians I., kam die gräfliche Familie Vetter von der Lilie in die österreichischen Erblande und erwarb in Steiermark Grundbesitz. Der neue Präsident des Abgeordnetenhauses absolvierte die juridischen Studien in Wien und legte die politische Beamtenlaufbahn rasch zurück. Doch verließ er als Statthaltereirat den Staatsdienst und wendete sich der parlamentarischen Laufbahn zu. Graf Vetter gehört dem mährischen Landtage und seit 1897 als Abgeordneter der Mittelpartei des mährischen Großgrundbesitzes dem Reichsrat an. Bisher beteiligte er sich an den Verhandlungen nicht in hervorragender Weise; er gehörte zuletzt keiner der Parteien an, sondern benutzte seinen Aufenthalt in Wien mit Vorliebe zu medizinischen Fachstudien, um zu dem juridischen Doktorgrad noch den medizinischen zu erwerben. Die beiden Vizepräsidenten, Heinrich Prade und Dr. Johann Zaczek, sind ältere Parlamentarier, die dem Reichsrate schon seit 1885 angehören. — Prade vertritt als Mitglied der deutschen Volkspartei seine Vaterstadt Reichenberg, während der Olmützer Advokat Dr. Zaczek als Führer der mährischen Tschechen dem Jungschechenklub als Mitglied angehört.



Viktoria Melita-Sprudel in Vilbel bei Frankfurt a. M.

Ermahnung. „Lieb Kind sein und aufpassen," sagt die Mutter, „daß die schönen Schuhe nicht schmutzig werden. Sonst darf Kathinka nicht auf die Straße gehen. Mutter muß spinnen und hat keine Zeit zum Kinderhüten." Wohl hört der kleine Lockenkopf mit den verständigen Augen die mütterliche Ermahnung: aber wie lange wird's dauern und dieselbe ist vergessen! Wer wollte es auch dem hübschen Wildfang übel nehmen, und ein altes Bauernsprichwort sagt: „Lieber ein Paar Schuhe zerreißen, als das Geld dem Doktor gegeben."

Der Viktoria Melita-Sprudel zu Vilbel. Die letzte Hälfte des vergangenen Jahres hat dem Städtchen Vilbel bei Frankfurt a. M. einen außerordentlich starken, kohlensäurereichen Sprudel geschenkt. Der Auftrieb der Quelle, welche wir hier im Bilde wiedergeben, ist so kräftig, daß sich der milchweiße Schaum aus dem 9 Centimeter weiten Bohrloche etwa 6 Meter über den Boden erhebt und dabei in der Minute 500 Liter Wasser liefert. Der Sprudel, welcher nach der Großherzogin von Hessen den Namen „Viktoria Melita" trägt, wurde nach Anleitung des Herrn Oberbergrats Tecklenburg aus Darmstadt, einer bekannten Autorität in seinem Fach, erbohrt. Wir sehen diesen Herrn auf dem Bilde ganz rechts (vom Beschauer) stehen. Neben ihm steht der Erbohrer und Besitzer des Sprudels, Herr Karl Brod aus Vilbel. Die beiden Herren auf der linken Seite sind Aerzte. Mit der chemischen Analyse des Wassers ist Herr Professor Dr. H. Fresenius in Wiesbaden noch beschäftigt.

Allerlei.

Verplappert. Ehemann: „Weißt Du noch, Schatz, in dieser Laube wurden wir von Deiner Mama überrascht, als ich Dir den ersten Kuß gab!" — Frau: „Ja, Emil — die Aermste hatte schon zwei Stunden darauf gewartet!"

Gut zurückgegeben. Eine korpulente Dame steigt in die Straßenbahn, wo man ihr auf der Plattform einen Platz einräumen muß. „Ich glaubte immer, daß die Straßenbahn nicht für Elephanten da sei," sagt ein Herr zu seinem Nachbar. — „Mein Herr," entgegnete die Dame, „mit der Straßenbahn geht's wie mit der Arche Noah. Alle Tiere treffen dort zusammen, vom Elephanten bis zum Esel!"

Die seiner Zeit geraubte Weckuhr Friedrichs des Großen hatte Napoleon I. persönlich mit in die Verbannung nach St. Helena genommen, wo er sich ihrer noch bediente; sie schlug ihm seine Todesstunde. K.

Ein dankbarer Schüler. Am 11. März 1813 zog das russische Corps Wittgenstein, mit Jubel empfangen, in Berlin ein. Als die Spitze der Truppen durch die Königstraße marschierte, lenkte plötzlich ein mit Orden bedeckter General sein Pferd seitwärts in die Neue Friedrichsstraße ein und ritt ganz allein und ohne sich nach seinem Wege zu erkundigen, bis zum Kadettenhause. Hier sprang er ab, warf dem herbeieilenden Pförtner die Zügel zu und trat ein. Sicheren Schrittes ging er gerade auf das Konferenzzimmer zu, wo er mehrere Lehrer antraf. Mit herzlichen Worten begrüßte er sie und sagte, als sie ihn befremdet ansahen: „Kennen Sie mich denn nicht mehr? Meine Name ist Dirbitsch, und ich komme, Ihnen zu danken für die Erziehung, die mir bei Ihnen seit dem Jahre 1797 zu teil geworden ist. Aber ich sehe, Sie sind nicht vollständig; haben Sie die Güte, die noch fehlenden Herren herbeizurufen, damit ich auch ihnen meine Dankbarkeit bezeigen kann!" Dies geschah. Auch die Kadetten fanden sich ein und schauten ehrfurchtsvoll zu dem hohen Offizier empor, der sich fragend, plaudernd, scherzend unter ihnen bewegte, als sei er noch ein Schüler des Berliner Kadettencorps. Plötzlich blieb General von Dirbitsch stehen und sagte: „Ich vermisse noch einen meiner hochverehrten früheren Lehrer. Wo ist denn der Herr Professor Wippel?" — Der Direktor erwiderte, derselbe sei kränklich und verlasse nur in den dringendsten Fällen sein Studierzimmer. — „Ach, lassen Sie den guten Mann doch benachrichtigen, daß ein früherer Schüler ihn gern sehen möchte, dann wird er schon kommen." Bald trat ein hagerer Greis mit spärlichem, weißem Haar, großen, noch scharf blickenden Augen, die freilich jetzt in Thränen schwammen, ein und empfing tief gerührt die Umarmungen des russischen Generals. Nur mit Mühe konnte er einige altmodische Höflichkeitsformeln herstammeln; so gewaltig hatte ihn der Augenblick gefaßt. Dann verabschiedete sich Dirbitsch und entließ das Kadettencorps; in gutem Gedächtnisse blieb es aber bei ihm, auch nachdem er der russische Feldmarschall Graf von Dirbitsch-Sabelkanskij geworden war. D.

Gemeinnütziges

Grüne Suppe. Grüne Kräuter, wie die Jahreszeit sie bringt, besonders Sauerampfer und Kerbel, auch einige junge Spinatblätter gewaschen, in einem Tuch getrocknet, gewiegt. Mit einem Stück frischer Butter in reinem Topf aufs Feuer gebracht, etwas geschwitzt, mit Mehl gebunden, Fleischbrühe aufgefüllt, eine halbe Stunde gekocht, mit 2 Eigelb, 4 Eßlöffel saurer Sahne gemischt, mit verlornen Eiern oder gerösteten Semmelscheiben angerichtet. Diese Suppe wird ebenso ausschließlich von Sauerampfer oder Kerbel und dergleichen bereitet, was manche vorziehen.

Frischgelegte Eier müssen täglich eingesammelt werden, schon deshalb, um zu verhüten, daß die Hühner sie beim Sitzen immer wieder erwärmen. Damit den Hühnern der erfreuliche und aufmunternde Anblick der Nesteier nicht entzogen wird, kann man sich mit Porzellan- oder Gipseiern helfen. Das frische Ei verliert sehr bald den nur ihm eigentümlichen feinen Geschmack, der es vom alten Ei so vorteilhaft unterscheidet. Deshalb sollte man es mit dem Legdatum versehen, um beim Verbrauch eine gewisse Kontrolle über das Alter zu besitzen.

Im Blumengarten sind alle Beete in Ordnung zu bringen, die Erde um Rosen und perennierende Pflanzen aufzulockern, Narzissen und Hyacinthen aufzubinden. Von den Rasenplätzen ist das Unkraut zu entfernen, Grassamen nachzusäen, Wege zu reinigen und der Garten in Ordnung zu bringen. Man säet Lein, Portulak, Astern, Winden, Goldlack, Nelken, Kornblumen, Mohn, Reseda 2c. In Töpfe gesäet Levkojen, Verbenen, Tagetes, Zinnien, Balsaminen, Fuchsschwanz 2c., auf Beete können gepflanzt werden: Stiefmütterchen, Vergißmeinnicht, Silenen, Schwertlilien, Gladiolen, 2c. Ende des Monats können an günstigen Tagen abgehärtete Flammenblumen, Levkojen, Astern 2c. an den Standort gepflanzt werden. Nadelhölzer können verpflanzt werden, sobald sie zu treiben anfangen; schließlich kann noch Bux verpflanzt und beschnitten werden.

Charade.

Das Erste lebt am Wüstensaume,
Das Andre halte stets im Zaume.
Sorg', daß das Ganze dir im Leben
Sei jederzeit nur gut zu geben.
Julius Falck.

Homonym.

Ein Pflänzchen bin ich, zart und klein,
Zerstören heißt die Arbeit mein.
Giebst du nun andre Deutung mir,
Dann nenne ich ein schmuckes Tier.
Julius Falck.

Logogriph.

Mit **l** begehrt, mit **s** erhalten,
Es kann sich so nach Wunsch gestalten.
Julius Falck.

Auflösung des Rösselsprungs:

Verklärtes Leid.

So vieles sie dir auch geraubt,
Ein Kleinod bringt die Zeit,
Es schwebt wie Licht dir um das Haupt
Ein still verklärtes Leid!

Kennst du das Leid, das hehre, nicht,
Das klagelos sich regt,
Und dich mit seinen Schwingen licht
Bis an die Sterne trägt?
B. L. Armstrong.

Auflösung des Kreuzrätsels:

Re-	gen
Wa-	de

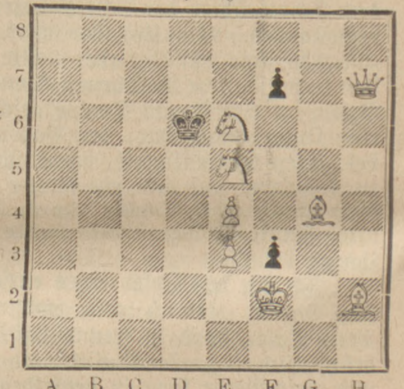
Schachlösungen:

Nr. 4. D a 6—d 3 b 6—b 5
S d 8—c 6 etc.
Nr. 5. D h 5—g 5 S d 8—f 7
S f 8—g 6 etc.

Problem Nr. 6.

Von J. Campbell.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösung des Arithmogriphs in voriger Nummer:

Saulus, **A**rras, **L**aura, **Z**ug, **B**rugg, **U**slar, **R**agusa, **G**larus. — Salzburg.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.